

## **Kriegskinder und transgenerationale Verflechtungen**

### **Verdeutlicht anhand von Eriksons psychosozialem Entwicklungsmodell**

*Charlotte Schönfeldt*

In der deutschen Erinnerungskultur und Zeitgeschichtsforschung, die in den letzten Jahren immer reger geworden sind, wird über die transgenerationale Weitergabe meist nur andeutungsweise oder anhand einzelner Fallvignetten gesprochen und geschrieben. Über die Gründe möchte ich hier nicht spekulieren. Ich finde das Thema aber besonders wichtig, da wir in einer Zeit leben, in der Ängste in Bezug auf die Zukunft unserer Kinder und Kindeskiner und Zweifel an der Utopie der wünschenswerten evolutionären Fortentwicklung menschlicher Werte und einer phylogenetischen Reifung der Menschheit (von der deMause spricht) sehr berechtigt sind. Die Zunahme fundamentalistischer Tendenzen und regressiver Muster und die Apokalypseangst sind existentielle Themen all derer, die nicht wieder verdrängen wollen. Besonders intensiv spiegelt sich dieses zurzeit in allen Arten von Kunst: Künstler setzen viele Arten von »Mahnmalen«.

Ich möchte mit Hilfe von Erik H. Eriksons Paradigma die Phänomene genauer anschauen, die zu den schwierigen »Gefühlserbschaften« (Koch-Wagner) (ver)führen können, und möchte viele Fragen bzw. Denkanstöße in den Raum stellen – und damit hoffentlich kommunizierbar machen.

Der Psychohistoriker Lloyd deMause, zuerst bekannt geworden durch sein Buch *Hört ihr die Kinder weinen*, hat in den neuzeitlichen Veränderungen in Bezug auf den Umgang mit Geburt und früher Kindheit einen evolutionären Fortschritt gesehen (s. o.) und immer wieder betont. Für mich stellt sich aber die Frage, ob die radikalen Veränderungen, die wir als Folge z.B. der neuen Säuglingsforschung und der Bindungsforschung in den letzten 15 Jahren in Deutschland erleben, wirklich nur als positive »Chance« zu sehen sind und wo möglicherweise auch transgenerationale Verstrickungen und gesellschaftlich-manipulative Faktoren und damit »Schranken« (im Sinne Eriksons) bei der im Folgenden fokussierten Weitergabe zu vermuten sind.

Mir fällt auf, dass sowohl bei Lloyd deMause als auch kürzlich beim Frankfurter »Kriegskinderkongress 2005« und auch in weiten Bereichen der gegenwärtigen Erinnerungskultur vor allem die Männer als Söhne im Vordergrund stehen – und ein Thematisieren des Gewordenseins, der Weitergabe und der Gegenwart der Mütter in den jeweiligen historischen und psychosozialen Konditionen (»soziale Zurichtung« nennt es Christa Rohde-Dachser, s.u.) auffallend vermieden wird. So möchte ich mich am Leitfaden von Eriksons Denkmodell einer psychosozialen Entwicklung in acht Phasen<sup>1</sup> hauptsächlich mit der weiblichen Hälfte der Gesellschaft näher beschäftigen.

Ich möchte diese Phasen also in Hinblick auf das weibliche Geschlecht – und anhand von drei Generationen meines Erfahrungsbereichs – beleuchten. Insofern

---

<sup>1</sup> Die ausführlichste tabellarische Darstellung des schon 1950 entwickelten Modells findet sich in Erikson (1988), S. 36 f.; sie ist im Anhang dieses Aufsatzes abgedruckt. Erikson selbst hat diese Phasen mehrfach ausführlich dargestellt: Erikson (1966), S. 55–122; Erikson (1974), S. 91–144; Erikson (1982), S. 241–270; Erikson (1988), S. 70–110.

verwende ich Empathie und Introspektion, die von deMause als wichtiges Werkzeug bei der Erforschung geschichtlicher Motivationen betont wird,<sup>2</sup> als Medium psychohistorischer Überlegungen.

Die drei Generationen, um die es mir geht, sind:

1. Frauen zwischen 60 und 75 – meine Generation und die von Freunden, Bekannten und Verwandten und auch der Mütter vieler meiner Klientinnen, also die so genannten Kriegskinder.<sup>3</sup> Ich werde diese Frauen einerseits als Töchter und andererseits als Mütter betrachten.

2. Frauen zwischen 30 und 45, die Töchter der Kriegskinder also; diese bilden einen Hauptteil meiner psychotherapeutischen Klientinnen; auch diese werde ich sowohl als Töchter als auch als Mütter bzw. die Mutterschaft ablehnende Frauen sehen. Erfahrungen mit jüngeren Vertreterinnen dieser Generation habe ich außerdem in jahrelanger gestaltungspädagogischer Arbeit mit Studentinnen über Familienkonflikte im Märchen (Symboldidaktik) gewonnen.

3. Mit den jetzt Jugendlichen habe ich in den letzten Jahren hauptsächlich gearbeitet und dabei besonders deutlich ihre Verstrickungen in die Familiengeschichten wahrnehmen können – aber auch ihre Betroffenheit in der Gegenwart. Auf die ganz Kleinen möchte ich einen fragenden Ausblick vornehmen, der von dem heute viel gebrauchten Begriff des »kleinen Tyrannen« (Jirina Prekop) ausgeht.<sup>4</sup>

## Warum Erikson?

Ich geriet an Erikson, als unsere Kinder ins Jugendalter kamen und ich in der Zeitschrift *Eltern* eine Fußnote über Eriksons Buch *Jugend und Krise* fand und es mir kaufte. Ich musste über dieses Thema etwas lesen, denn unsere eigene Jugend hatte sich in der Nachkriegszeit abgespielt und war damit im Wesentlichen eigentlich »ausgefallen«. Wir erlebten Mütter, die vor und nach dem Kriegsende eine Stärke hatten entfalten müssen, in der wir sie vorher nicht erlebt hatten – und Väter, die verhungert, geknackt und offen oder indirekt depressiv aus dem Krieg gekommen waren und sich wieder offen oder indirekt um die dominante Rolle in der Familie bemühen mussten. Wegen der Krise der Eltern stand eine Krise der Jugend bei uns nicht zur Debatte. Wir mussten darauf bedacht sein, dass unsere Eltern beieinander – in sich, miteinander und für uns – blieben.

Erst im Zuge der 68er-Bewegung hat ein Teil von uns etwas von der kritischen Hinterfragung, die auch zu unserer Jugend gehört hätte, nachholen können. Ein anderer Teil, die Konservativeren, war darüber entsetzt, und wieder ein anderer Teil unserer Generation (z.B. viele der Eltern meiner Klientinnen) hat das offenbar in

---

<sup>2</sup> deMause (2000), S. 10.

<sup>3</sup> Wir zählen zu den Kriegskindern die Jahrgänge von etwa 1930 bis 1947, und es ist klar und muss immer wieder beachtet werden, dass jeder Jahrgang in anderer Weise vom Krieg betroffen war: Wie viel konnte schon bewusst erlebt werden? Musste und konnte z. B. im BDM mitgemacht und -gedacht werden? Sind bei den Kleineren nur noch einzelne Situationen, Szenen der Erwachsenen, Abenteuerlust oder Angst und Rückzug erlebbar und erinnerbar? Haben die Jahrgänge 1944/45/46 nur diffus, nicht differenzierbar und erinnerbar die mehr oder weniger gefühlten oder überspielten oder bedrängten »Zustände« ihrer Mütter schattenhaft empfunden, ohne sich darin orientieren und differenzieren zu können? So haben die »Kriegskinder« auch viele unterschiedliche Abwehr-(Schutz-) Muster, Überlebensmuster entwickelt und sind damit unterschiedlich konstruktiv oder destruktiv für sich selbst oder ihre familiären oder sozialen und beruflichen Beziehungen umgegangen.

<sup>4</sup> Prekop (1998)

der NS-Erziehung zutiefst eingeprägte unkritische Funktionieren, Leisten und Anpassen beibehalten und an die Kinder weitergereicht. Und wieder ein anderer Teil hat als Eltern das Verdrängte der eigenen Eltern eingekapselt an die nächste Generation weitergereicht oder delegiert,<sup>5</sup> ein Modus, der erst in den letzten Jahren und von nur wenigen Therapeuten, aber zunehmend in der Kunst, Literatur und in Filmen beleuchtet worden ist, wodurch in kleinem Maße eine Lösung aus der Verstrickung möglich wird.

Bei Erikson, der diese Verstrickungen bereits 1950 in *Kindheit und Gesellschaft* aufnahm, erkannte ich ein Menschenbild, das sich nicht nur auf Vererbung oder Psychopathologie beschränkte, sondern auch den sozialen, kulturellen und historischen Zusammenhang mit einbezog. Nach Erikson setzt die wechselseitige Regulation in der sozialen Umwelt in den krisenhaften Übergängen Chancen und Schranken. In jeder dieser Konfliktphasen gibt es einen Höhepunkt, einen kritischen Wendepunkt (Krise), wo es um die Entscheidung zwischen Fortschritt (Progression) und Rückschritt (Regression), Integration einer neuen Fähigkeit oder Retardierung geht. Dabei handelt es sich meist nicht um endgültige Errungenschaften, sondern um immer wieder auftauchende Kämpfe und Entscheidungen: Z.B. in der Krise der Jugend, der Phase der Identitätsbildung, werden alle bisherigen Errungenschaften wieder hinterfragt und müssen neu entschieden werden. Bei diesen Konflikten ist nun die Ansatzstelle für Erziehung. Die verschiedenen Erziehungssysteme verschiedener Kulturen und Zeiten beeinflussen die Konflikte in spezieller Art und Weise: Im positiven Fall sollen sie leiten, stützen, Ich-Werte stärken, Sicherheit geben und speziell Identität und Integrität in Aussicht stellen. Sie können aber auch die Kindheitskonflikte und die darin enthaltenen Gefühle wie Angst, Aggression, Liebeswünsche unsinnig verstärken, manipulieren, missbrauchen oder unterdrücken. Was also in der spezifischen Erziehung für ein Kind als Wertziel angesehen wird, hängt davon ab, wann und in welcher Kultur es leben soll. – Auf diese Überlegungen Eriksons werde ich noch am Ende Bezug nehmen.

Bei der Beschäftigung mit Erikson wurde mir zunehmend sein Doppelpfeil (»versus« $\Leftrightarrow$ ) als Symbol für die eigene Entscheidung in der jeweiligen Krise in den Übergängen und Wendepunkten zum festen Gedankengut.

Ebenso beeindruckte mich, wie Erikson die Not und Bedeutung der Identität im Wechsel zwischen mehreren Kulturen und historischen Umbrüchen sah.<sup>6</sup> Das betraf uns auch persönlich: Wir selbst (mein Mann und ich) mussten als Deutschbalten 1939 (Hitler-Stalin-Pakt) im Kleinkindalter das Land der sozialen Identität unserer Familien, Gemeinschaften und Kultur verlassen und wurden im frisch eroberten Polen, dem damaligen Warthegau, angesiedelt. Von dort aus kamen wir dann 1945 wieder in die andersartige Kultur Westdeutschlands. Die Deutschbalten hielten überall reichlich zusammen, um ihre Identität zu stützen und sich ihrer zu vergewissern, wie ich später verstand, weil sie ja wieder Minderheit waren. So sind auch aus diesen Gründen in diesen Gruppierungen sehr viele Ehen entstanden.

---

<sup>5</sup> Vgl. Eckstaedt (1989).

<sup>6</sup> Hier sind einige Hinweise zu seiner Biografie angebracht: 1902 in Frankfurt geboren, Sohn dänischer Eltern, die sich vor seiner Geburt getrennt haben; die Mutter heiratet den jüdischen Kinderarzt Homburger, der den Jungen adoptiert. Erikson weist selbst auf die eigenen Identitätsprobleme hin: In der Schule galt er als Jude, in der Synagoge als Goj, im 1. Weltkrieg als Däne. Zunächst Kunstpädagoge in Wien, Lehranalyse bei Anna Freud; dort ist er noch Sigmund Freud begegnet. 1933 scheitert ein Versuch, als Lehranalytiker nach Dänemark zu gehen; als Einwanderer (nicht als Flüchtling, wie er betont) hat er dann in den USA Fuß gefasst, war dort zuerst als Kinderanalytiker, dann als Professor tätig, ohne je ein Studium beendet zu haben. Oft politisch Stellung nehmend (McCarthy, Vietnam, Studentenbewegung), hochangesehen und geehrt; 1956 hat er in Frankfurt den Festvortrag zum 100. Geburtstag von Sigmund Freud gehalten. 1994 ist er gestorben. – Vgl. Erikson (1973) und Conzen (1996).

## **Erste eigene Muttererfahrungen**

Als ich Sigrid Chamberlain in einem Vortrag zum Buch von Johanna Haarer *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* hörte, erinnerte ich mich an meine erste Begegnung mit der Nachkriegsauflage dieses Buches: Als 1963 unser erstes Kind, unsere Tochter, geboren wurde, bekam ich das Buch von einer Nachbarin weitergereicht, die schon drei Kinder hatte – ohne Kommentar, wie selbstverständlich: So sollte die Mutter es also machen! Es handelte sich um dieselben Regeln, nach denen die meisten unserer Generation in den 30er-Jahren als Säuglinge (natürlich mehr oder weniger streng) behandelt worden waren.

Auch meine Klinikerfahrungen 1963 waren entsprechend. Also waren die Regeln eine Generation später noch unverändert: Ich bekam mein erstes Kind nicht einmal zum Fühlen und Sehen in den Arm. Es wurde gleich versorgt und ins Babyzimmer gelegt und mir nur in den angeordneten Zeiten zum Stillen gebracht: alle vier Stunden. Beim zweiten Mal wartete ich vergebens, und es hieß dann: Wenn es keine zehn Gramm getrunken habe, bekäme ich es erst nach acht Stunden wieder in den Arm zum Anlegen. Ein vergeblicher Kampf mit den Schwestern, aber dann wartete ich so lange auf dem Flur, bis die Ärztin kam – und mir eine Sonderregelung genehmigte.<sup>7</sup>

Von der Kinderärztin und von Bekannten wurden damals alle Unzufriedenheiten des Kindes im Zweifelsfall der Milch der Mutter zugeschrieben: Sie habe nicht das Richtige gegessen oder sei selbst nicht ruhig genug; wenn man dem Kind öfter als alle vier Stunden die Brust gebe, verderbe man ihm den Magen, und wenn man es zwischendurch auf den Arm nehme und trage, so schade man seiner Wirbelsäule – es gab da viele Sprüche, dass die Mutter ihr Kind schädige, wenn sie diese Regeln nicht befolge. Stattdessen kamen Instant-Milchpulver (Nestlé, Milupa und Humana) auf den Markt, und es hieß, diese seien ja viel bekömmlicher für das Baby und so gut zu bemessen. Es bedurfte eines sehr stabilen Grundvertrauens in die neu entstehenden Mutterinstinkte, um diesen von außen auferlegten Regeln zu widerstehen, und ich erinnere mich an mein ständiges Dilemma und das Herummogeln um die Regeln.

## **Eriksons 1. Phase: Grundvertrauen ↔ Grundmisstrauen<sup>8</sup>**

Diese meine eigenen Erfahrungen sollten als Beispiel dienen für den historisch-gesellschaftlich bedingten Umgang mit einer der ersten Krisen (im Sinne Eriksons) in dem entscheidenden Übergang von intrauterinem Dasein zu dem Leben im Außen, in der Umwelt, mit den neuen Medien und den vielen Menschen, der »sensiblen Phase« (in der Ausdrucksweise der neuen Bindungsforschung).

Erikson selbst hat die erste Phase, bei der sich in den letzten 15 Jahren ein historischer Wandel ereignet hat, mehrfach ausführlich dargestellt; ich fasse seine

---

<sup>7</sup> Bei Conzen 1996, S. 28 lese ich zu Erikson: »1938 kam die Tochter Sue zur Welt. Sie war das erste Kind, das im Krankenhaus nach der Geburt im Zimmer der Mutter verbleiben konnte, eine Einrichtung, wie sie erst Jahrzehnte später, nicht zuletzt unter dem Einfluss der Kinderanalytikerinnen, zur selbstverständlichen Gewohnheit werden sollte.«

<sup>8</sup> Erikson verwendet in früheren Werken »Urvertrauen ↔ Urmisstrauen«.

Erkenntnisse hier (wie auch jeweils bei der Einführung in die weiteren Phasen) stichwortartig in Bezug auf meine Fragestellungen zusammen:

• *Vertrauen: Gefühl, sich auf andere verlassen zu können und selbst vertrauenswürdig zu sein* • *Wechselseitige Regulierung zwischen Kind und Mutter* • *Fähigkeit des Kindes, Nahrung aufzunehmen* • *Bereitschaft und Fähigkeit der Mutter, das Kind zu nähren (abhängig von ihrer Entwicklung als Frau, von ihrer unbewussten Haltung zum Kind, vom Erleben von Schwangerschaft und Geburt, von der Ansicht der Umwelt zum Stillen, von der Reaktion des Säuglings)* • *Stabiles Selbstvertrauen des Kindes* • *Nehmen können, was gegeben wird – den Anderen zum Geben veranlassen. Sich später mit dem Gebenden identifizieren, d.h. selbst geben können* • *Wenn diese Wechselseitigkeit nicht gelingt, kann es zu einem Grundmisstrauen und zu diversen Reaktionsbildungen kommen.*

Es ist also eine Frage der sozialen Bedingungen, der Kultur, der historischen Situation und des gültigen »Survival Values«, wie mit diesem Übergang, dieser Phase, dieser ersten Gestaltung von Wechselseitigkeit zwischen Mutter und neugeborenem Kind umgegangen wird. Wird das Kind ein Grundvertrauen entwickeln können oder wird es in einem Grundmisstrauen und einer unersättlichen Paradiessehnsucht stecken bleiben oder in jeder Krise wieder dahin regredieren? Wird seine Lebensgrundeinstellung genug Hoffnung behalten können, um sich die immer wieder auftauchenden Krisen progressiv zuzumuten?

Natürlich ist auch die persönliche Geschichte der Mutter in jener Zeit, als sie selbst Säugling war, von Bedeutung: Hat sie ein Grundvertrauen entwickeln können oder hat man sie bis zur geregelten Stillzeit schreien lassen (»Das stärkt die Lungen«, sagte man)? Kann sie ihrem Kind eine gute Erfahrung weitergeben – kann das Kind im Spiegel der Augen der Mutter ein gutes Selbstwertgefühl sehen und für sich selbst konstituieren (vgl. Jessica Benjamin)? Oder ist die Mutter noch unbewusst verstrickt in den eigenen erlittenen Mangel und wird, wenn ihr eigenes Trauma angetriggert wird, mit der Diagnose »Wochenbettdepression« alleingelassen – wie ich es zufällig von zwei meiner Nachbarinnen erfuhr? Oder ist sie unbewusst getrieben, das eigene Drama zu reinszenieren? Oder die eigene Wunde an und mit ihrem Kind heilen zu wollen?

Eine 22-jährige Klientin litt zeitweise unter Hyperventilation und unter dem Zwang, aus ihrer gewollten Beziehung immer wieder ausbrechen zu müssen und dann Schuld- und Angstgefühle zu haben, von ihrem Freund verlassen zu werden. In ihren Träumen wiederholten sich auffallend Bilder von Aquarien, bei denen sie sich um das Überleben der Fische sorgte, oder von Schwimmbassins, in denen das Wasser voller Flocken war und es schwer war für sie, sich schwimmend zu bewegen. Einerseits war deutlich, dass sich darin ihre pränatalen Ängste symbolisierten (sie war ein übertragenes [nicht zur eigenen Geburt freigegebenes] Kind), andererseits hat die Mutter sie auch später zur Heilung der eigenen Wunde, wie allmählich deutlich wurde, wie in einem ungesunden Beziehungsbassin festgehalten (»vereinnahmt«, s. Bauriedl). Sie durfte zu dem Vater nach der Scheidung der Eltern keine Beziehung pflegen und befreite sich erst während der Therapie von dem Tabu. Durch Nachfragen fand sie dann heraus, dass die Mutter der Mutter im Krieg vergewaltigt worden war, später vom Mann vermutlich missachtet wurde und sich dann im nahe liegenden See ertränkt hatte: ein beschwiegenes Familiengeheimnis. Als die Zusammenhänge immer klarer wurden, konnte sie sich lösen und ihre eigene Welt und ihre Beziehungen genießen.

Was mögen die Kriegskinder in den Augen ihrer Mütter alles gefunden haben? Ich denke, das ist sicher sehr unterschiedlich (je nach Jahrgang, Wohnort in der

Stadt oder auf dem Lande, usw.), aber auch: Beim Erleben der Mütter ging es – neben der möglichen eigenen persönlichen Wunde – doch auch wesentlich um das Maß der Involviertheit in die Pädagogik der NS-Zeit.<sup>9</sup>

Sigrid Chamberlain hat über diese erste Phase eines neugeborenen Kindes und die Wechselseitigkeit zwischen Mutter und Kind bzw. über den den Müttern empfohlenen Umgang in dieser ersten sensiblen und prägenden Phase mit ihren Säuglingen dieser Generation, den so genannten »Kriegskindern«, ein sehr erhellendes, sehr differenziert aufdeckendes Buch geschrieben, in dem sie die manipulativ-prägenden Tendenzen des Ratgeberbuches von Johanna Haarer *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* (dieser Ratgeber basierte auf der »schwarzen Pädagogik«, wurde 1934 zum ersten Mal aufgelegt und weiterhin bis 1987 vertrieben) aus dem Blickwinkel der Bindungsforschung und der neuen Säuglingsforschung betrachtet und zu erschütternden Ergebnissen kommt.

Sie arbeitet minutiös hinhörend, lesend und erinnernd heraus, wie in dieser ersten Phase zu Beginn des Lebens absichtsvoll Bindungs-, Beziehungs- und Liebesfähigkeit zerstört werden sollten, indem die Chance der sich entfaltenden Wechselseitigkeit wie Resonanz und Blickkontakt und die Interaktion zur wechselseitigen Regulierung im Keim bei beiden – Mutter und Kind – eingefroren oder erstickt wurden. Damit soll gerade das Gegenteil zu den Bemühungen der Bindungsforschung und Säuglingsforschung bewirkt werden: Das Kind soll sich den Regeln anpassen, keine weichen Gefühle gegen sich und keine innige Beziehung zur Mutter entwickeln. Nicht nur die Jungen sollen »hart wie Kruppstahl« und zu Trennung und Tod bereit sein, sondern auch die Mädchen sollen sich tapfer, nicht weichlich, sondern gut funktionierend entwickeln.

Zu Beginn der NS-Zeit konnten sich die Mütter ja durchaus aufgewertet fühlen, wenn sie dem Führer viele Helden und künftige Mütter gebären wollten. Sie sollten deshalb den innigen Blick vermeiden und alle aufkeimenden Gefühle und Ich-Strebungen des Kindes dem Willen der Mutter unterwerfen und das angepasste, gut funktionierende und lenkbare, dem Volk dienende Menschenkind produzieren.

Aber in der Realität des Krieges werden viele Säuglinge in den Augen ihrer Mütter auch das Entsetzen gesehen haben, wenn die Mutter die Nachricht vom Umgebracht-Werden oder »Gefallen-Sein« des Vaters bekommt, oder die Entwürdigung nach Vergewaltigungen oder die unendliche Angst bei Bombenangriffen oder vielleicht auch die mehr oder weniger bewusste Scham, wenn sie die Misshandlung der Juden sah. Ich denke, dass – solange den Kindern noch nicht gänzlich der ihnen angeborene Instinkt zerstört worden ist – sie auch das verdrängte Entsetzen der Mütter bzw. Eltern haben spüren können – die unbewusste Wechselseitigkeit. Viele meiner Klientinnen der nächsten Generation litten unter Schuldgefühlen oder Scham, aber waren sich nicht bewusst, warum und woher.

Immer wieder kommt mir bei der Therapie mit diesen Jahrgängen das Konzept »Die tote Mutter« von André Green<sup>10</sup> in den Sinn, in dem er beschreibt, wie im Blick der Augen der Mutter durch ein erlittenes Trauma, Angst, Verlust und Trauer, ein Wegtauchen in erstarrtes Entsetzen oder sonstige abrupte Veränderungen die Wechselseitigkeit verwirrt wird und die notwendige Möglichkeit des Kindes, sich in den Augen der Mutter zu orientieren, sein Selbst zu finden, abbricht.

Eine meiner Klientinnen, deren Vater im Krieg getötet wurde, als sie neun Monate alt war, leidet jetzt noch unter einer diffusen Angst vor den Blicken anderer in engeren Situationen.

Überhaupt galt es für viele Kinder, das Eigene in dieser unendlichen Verflechtung zu wahren. Sie hatten wohl kaum Mütter, die den »Raum des

---

<sup>9</sup> Dazu: Chamberlain (1997)

<sup>10</sup> Jetzt ausführlich in: Green (2004)

Fühlens«<sup>11</sup> bieten konnten, um die Entwicklung der Gefühlswelt des Kindes zu halten, auszuhalten: »Lass mich mit deinem Kram in Ruhe!«, höre ich in der Erinnerung meiner Klientinnen an solche Szenen. Wo konnten die Kinder mit ihren vielfältigen Gefühlen, eigenen Ängsten bleiben und mit ihrem Erschrecken vor allen Grausamkeiten, vor Tod und Mord usw.? Wir mussten die Mütter für das Lebenswichtige »erhalten« und ihnen nicht mehr zumuten, als sie aushalten konnten – und dafür haben Kinder einen sehr sicheren Instinkt, was ihre Mütter brauchen, um noch »good enough« (Winnicott) zu sein. Der fehlende Raum mütterlicher Geborgenheit, damit die Gefühle gefühlt und ausgesprochen werden konnten und durften, hat mehrere Generationen noch lange an der Entwicklung ihrer Emotionen und Empathiefähigkeit beeinträchtigt, die sich eigentlich in der sensiblen Phase entfalten. Die Mütter waren in hohem Maße angestrengt und belastet und teilweise auch ihrerseits schon durch die »schwarze Pädagogik« und den Ersten Weltkrieg verletzt. So ist in den Therapien mit diesen verschiedenen Generationen ein Hauptthema, den »Raum des Fühlens« noch zu entfalten und differenzieren zu lernen.

Das in der Generation der Kriegskinder so häufig wahrzunehmende, sozial so anerkannte Abwehrmuster der Abtretung (anderen das abtreten, was man selbst gebraucht hätte oder braucht)<sup>12</sup> mag damit zusammenhängen, dass die Kriegskinder so früh für den Erhalt der Mütter sorgen mussten und ihre eigenen Bedürfnisse oft nicht wahrnahmen, abwehrten oder mitunter somatisierten. Sie können besser geben als nehmen und müssen das selbstbewusste Nehmen – wenn es denn nötig wird – lernen – oder daran im Alter und in der Abhängigkeit verzweifeln und in ihrer Würde zerbrechen oder auch in einem unersättlichen Zuwendungshunger im hochnarzisstischen oder später auch dementen Geisteszustand regredieren.

Die verschiedenen Religionen sind (so Erikson) der Ort institutioneller Einbindung dieses Grundkonfliktes und bieten die Chance der rituellen Vergewisserung in einem ausreichenden Grundvertrauen. Auch bei meinen jungen Klientinnen hörte ich fast immer von dem Bedürfnis danach, aber: »In der Kirche finde ich das nicht.« Solange die Religionsverwalter (so denke ich) noch mit Dogmatik ihre Machtpositionen halten und ihre manipulativen (regressionsfördernden) Aspekte praktizieren, werden die Religionen nicht zu einem symbolischen und innerpsychischen Gottesverständnis kommen und sich nicht zu Institutionen, die die Verantwortlichkeit für Menschlichkeit fördern, entwickeln können.

## **Eriksons 2. Phase: Autonomie ⇔ Scham und Zweifel**

• *Festhalten ⇔ loslassen mit jeweils 2 Wertungen: positiv oder negativ* • *Deshalb muss die Erziehung beide Seiten bedenken: fest und tolerant, Sicherheit gebend, vor sinnlosen, zufälligen Erlebnissen von Scham und Zweifel schützend* • *Grundvertrauen als Schatz bewahren und hüten* • *Unterstützen von Autonomie im richtigen Maß und im richtigen Moment: erst dann, wenn der Kern der Autonomie sich gebildet hat und Kompetenz und Einsicht da ist* • *Die Autonomie des Kindes ist abhängig von der Reflexion des Selbstgefühls der Erwachsenen in Arbeit und Ehe* • *Im negativen Fall, wenn der keimende Wille gebrochen und die Autonomie vorenthalten wird, richtet sich alles als Schuldgefühl und übertriebenes Gewissen gegen sich selbst* • *Ziel: Selbstbeherrschung ohne Verlust des Selbstgefühles* • *Erwartung eines Lebens mit hohem Grad von Autonomie, Stolz und Gelegenheit*

---

<sup>11</sup> Asper (1987): *Verlassenheit und Selbstentfremdung*

<sup>12</sup> vgl. Schmidbauer (1977): *Die hilflosen Helfer*

*zum Vorwärtkommen: wenn die Umwelt keine Möglichkeit dazu bietet, dann tiefe, chronische Enttäuschung*

Zu dieser Phase, die in der Fachliteratur schon früh und viel behandelt wurde, möchte ich zunächst einige Sätze und Sprüche zitieren, die unserer Generation als Kindern oft gesagt wurden. Ich bekam z.B. oft zu hören: »Das Kind hat einen eisernen Willen, schrecklich!«, oder es gab die damals noch üblichen Sprüche wie: »Kinder mit 'nem Willen – kriegen was auf die Brillen«, oder: »Nicht so egoistisch sein!«, oder den Ratschlag von anderer Seite noch für die Erziehung meiner Kinder: »Du musst den Trotz des Kindes brechen, solange es noch klein ist und es nicht erinnert.« Aber auch meine Klientinnen der nächsten Generation erinnern noch Beschimpfungen wie »egoistisch, störrisch, verstockt, eigensinnig« und Drohungen wie »Das werde ich dir schon austreiben« oder »Wenn erst Papa nach Hause kommt« usw.

Eine Veränderung hat hier inzwischen sicher stattgefunden, die Übergänge sind hier allerdings sehr fließend bzw. die Weitergabe kann bei den verschiedenen Jahrgängen und Schichten sehr unterschiedlich sein. Viel hing davon ab, wieweit Mütter Zugang zu der sich entwickelnden Gegenströmung fanden: Die Beschäftigung mit den Erziehungsdevisen der antiautoritären Erziehung im Zuge der 68er-Bewegung oder die Lektüre der *Familienkonferenz* von Gordon stellte die Stärkung der Autonomie des Kindes zweifellos als Ziel heraus.

Unsere Kinder erlebten aber unsere Suche nach Alternativen zu dem selbst Erfahrenen und zu den um uns herum noch reichlich üblichen Erziehungsdevisen auch als Verunsicherung. Die konservativeren Eltern waren »konsequenter« und ließen sich auf die neuen Strömungen nicht ein, verteufelten sie sogar oftmals, so dass es auch oft innerhalb der Großfamilien scharfe Diskrepanzen gab.

### **Ausblick auf die Kindeskind**

Bei den heutigen jungen Müttern nun erlebe ich oft das viel zu frühe und generalisierte Fragen an die Kinder »Was willst Du?«, für dessen Entscheidung die Kompetenzen des Kindes wirklich noch nicht ausreichen, und es ist zu spüren, wie ein Kind dann überfordert ist. Hier sind, so denke ich, die Auswirkungen der beschriebenen Verunsicherung durch die Eltern zu erkennen. Ich möchte hier eine Passage aus dem Buch von Prekop<sup>13</sup> zitieren:

»Die Eltern passen sich (...) dem Baby an. Dadurch entgeht dem Kind nicht nur die Chance, seine Adaption an das Umfeld als Voraussetzung für die Lebenstüchtigkeit zu üben, sondern auch die Möglichkeit, sich geborgen zu fühlen. Das Baby ist nämlich in einer bestimmten Stufe seiner Denk- und Persönlichkeitsentwicklung in besonderem Maße dafür sensibel, sich selbst als allmächtig und die Eltern als voll beherrschbar zu erkennen. Wird ihm diese Erfahrung zu seiner zuverlässigsten, bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Beherrschen der Umwelt zur Ersatzbefriedigung seiner Grundbedürfnisse nach Geborgenheit zu machen. Es wird von der Erfahrung seines Herrschens suchtartig abhängig.«

Das häufig zu beobachtende stolze Demonstrieren der Eigenständigkeit des Kindes durch die Mütter könnte auch zu Scham und Selbstzweifel der Kinder führen, wie ich in meiner Praxis erfuhr. Oder die Kleinkinder beobachten mit gutem Instinkt, was wohl die Mütter hören wollen bei den ständigen Fragen: »Was willst Du?« (die jungen Eltern wollen ja nichts falsch machen!) – und es muss hinterfragt

---

<sup>13</sup> Prekop (1998), S. 55



werden, ob so der autonome Wille des heranwachsenden Kindes wirklich gefördert wird – oder die Eltern sich um Konflikt und Verantwortung drücken.

In den Anträgen für die Jugendlichen geht es oft um den sog. »Autonomie-Abhängigkeits-Konflikt«, und hinter der Sprache des »Ich will« in Bezug auf z.B. Essen, Kleidung und Chaos liegt oft die völlige Unfähigkeit zu wirklich eigenem altersgemäßen Willen und eigenen altersgemäßen Entscheidungen; vielmehr äußert sich die stärkste Energie in der Verweigerung von z.B. Essen oder Schule und Struktur. Dabei leiden diese Jugendlichen und merken sehr wohl, wie destruktiv für sie selbst diese negative Form der Abhängigkeit ist, die Zuwendung durch ständige Ermahnung, Kritik und Beschämung – und wie unfähig sie zu konstruktiver Autonomie und Entwicklung zu eigenständigem Willen sind.

### **Eriksons 3. Phase: Initiative ⇔ Schuldgefühl**

• *Bewegung: kraftvoller Schwerpunkt in sich selbst* • *Geschlechtsunterschiede erregen Wissbegier. Ödipale Phase* • *Initiative: Wahl der sozialen Ziele und deren ausdauernde Verfolgung* • *Schule als Frust oder Chance* • *Bereitschaft, schnell und begierig zu lernen, großzuwerden, Pflichten und Leistung anzunehmen – Zuwendung zur Dingwelt – statt Macht* • *Bauen und planen mit anderen, statt sie beherrschen und zwingen zu wollen, Werk-Identifizierungen* • *Ausrichtung auf das Mögliche und Greifbare, an Ziele eines aktiven Erwachsenenlebens heften* • *Gewissen als Lenker der Initiative. Moral. Grundstein der Moralität darf aber nicht überlastet und missbraucht werden* • *Hass auf die Eltern, wenn sie als Vorbilder und Vollstrecker des Gewissens sich selbst an ihre Moral nicht halten* • *Willkür und Macht können zu Moralität und Rachsucht und Unterdrückung anderer führen oder zu Schuldgefühlen, d.h. Einschränkung seiner selbst und nicht seine Kraft und Fähigkeiten zu leben und zu entwickeln* • *Stattdessen: Überkompensieren, Dauermotor, psychosomatische Krankheiten, u.a. Impotenz und Frigidität*

Mit der Entfaltung der eigenen Initiative in geschlechtsspezifischen Spielen, Fähigkeiten, Fantasien und Kreativität waren die Kriegskinder natürlich auch eingeschränkt. Sie erlebten ihre Mütter in den vielen Herausforderungen, aber auch Brüchen und Krisen als stark, Verantwortung übernehmend, selbständig in ihrer Frauenrolle und den Wandel nach der Rückkehr der Väter, die um ihre Dominanz bemüht waren und sich von Emanzipationstendenzen der Mütter und Töchter bedroht fühlten. Diese Tabus waren offenbar so tief verinnerlicht, dass z.B. meine Schwester und ich erst nach dem Tod unseres Vaters zu studieren begannen. So erlebe ich auch bisweilen bei Freundinnen meiner Generation, die selbstbewusst und emanzipiert sind, in der Tiefe noch eine Bremse, sich klar, gezielt und entschieden zu geben.

So kann der Selbstzweifel, ob wir ein gutes Vertrauen zum eigenen Sein und Wunsch entwickeln konnten und bewahren können, sehr tief sitzen und immer wieder auftauchen, z.B. in Träumen oder am nächsten oder übernächsten Tag.

Ich hörte von den Töchtern dieser Kriegskinder in meiner Praxis immer wieder: »So wie meine Mutter wollte und will ich nicht werden«, oder: »Die Hände meiner Mutter rochen immer nach Seife«, oder: »Meine Mutter konnte nichts geben, und es ist immer noch kalt, wenn ich nach Hause komme, sie spart das Geld für die Heizung«, oder: »Ich musste immer nur funktionieren«, oder: »Ich musste ganz bald für sie sorgen, sie war wie ein Kind«, oder: »Die Eltern haben immer gearbeitet und wir waren allein«.

Der Mangel an idealen Leitbildern für ein erstrebenswertes Frauenbild war ein häufiges Thema bei den jungen Frauen, den Klientinnen und Studentinnen. Auf der

Suche nach Vorbildern mussten sie sich in die Literatur begeben. Das Mainstream-Klischee oder die harte Karrierefrau war für sie kein erstrebenswertes Vorbild.

Wie es nun mit der Initiative, Bewegung und dem »kraftvollen Schwerpunkt in sich selbst« bei den Kindern und Jugendlichen heute ist, hängt sicherlich von der Gegensteuerung der Eltern ab: Was setzen sie der Flut von Spielzeug, Werbung, Medien, Konsum und Mainstream-Klischees entgegen? Wird der altersgemäße Symbolhunger mit Medien »abgefüllt« oder bemühen sich die Eltern, ihren Kindern lebendige Natur- und Erlebniserfahrungen zu vermitteln? Wie viel Kraft und Zeit haben sie noch neben ihrem Existenzkampf? Die Mutter eines zwölfjährigen Klienten, alleinerziehend und erfolgreiche Bankerin, ließ ihren Jungen schon früh oftmals allein, und wir stellten bald fest, dass er sich aus starken und gewalttätigen Figuren aus den Fernsehserien, Wikingerhelden usw., eine Fantasiewelt aufbaute, die ihm in der Identifikation Schutz bot – aber seine eigene maskuline Entwicklung blieb stecken, und er sprach verwaschen und kleinkindhaft.

### **Eriksons 4. Phase: Leistung<sup>14</sup> ⇔ Minderwertigkeitsgefühl**

• *Regsamkeit, Kompetenz statt Trägheit* • *Bedeutung von fördernder Schule und Nachbarschaft, Arbeitsteilung* • *Technologisches Ethos, Werksinn* • *Wie in allen anderen Phasen, besonders auch hier: die Chance, in der Gesellschaft mit den erworbenen Kompetenzen eine anerkannte und einträgliche Stellung in Aussicht zu haben* • *Wenn Anerkennung nur abhängig ist von Hautfarbe, Geschlecht und Milieu (und heute von der Arbeitsmarktlage) – dann ist das Identitätsgefühl in Gefahr*

Für den Erwerb der Kompetenz »Leistung« waren die Kriegskinder gut gerüstet und wurden groß in der Zeit des Wirtschaftswunders und hatten gute Chancen in Beruf und Kapitalerwerb. Kompensierten sie damit möglicherweise die innere Leere und ein Hungergefühl und vermieden die Nachentwicklung der emotionalen Kompetenzen? Hängt auch damit möglicherweise bei der Töchtergeneration und deren erlittenem emotionalen Hunger die damals aufkommende Magersucht bzw. Bulimie zusammen, ein Symptom, das sich immer mehr verbreitet (s. auch 5. Phase)?

In meiner jahrelangen Arbeit mit Studenten der Kunstpädagogik und Heilpädagogik – wir arbeiteten mit symbolischem Gestalten und Verstehen von Märchen – rührte das Gestalten des Hänsel-und-Gretel-Märchens immer am meisten an die eigene Erfahrung: Die Mütter hatten emotional nichts zu geben gehabt. Andererseits: »Rumpelstilzchen«, in dem die Müllerstochter verkauft wird, um im »Königsreich« Stroh zu Gold zu machen, und damit ihre kreative weibliche Potenz verlieren soll, war das am häufigsten gewählte Märchen.

Bei den jungen Erwachsenen also war die Entscheidung für die Entwicklung zur Leistung sozusagen noch »in die Wiege gelegt« und unhinterfragt. Eher blockierte sie ein gewisser Perfektheitsanspruch (Schmidbauer, *Alles oder Nichts*), wie z.B. eine junge Frau, die durch ein Überspringen aller kleinen Schritte die Erwartungen ihrer Familie erfüllen wollte und nach zweimaligem Durchfallen durchs Physikum erst ihre eigene Motivation und Lernbereitschaft erproben musste, um dann den eigenen Weg zu finden.

Bei den ganz Jungen habe ich beobachtet, dass die Neigung, Begabung und Motivation zu bestimmten Berufsfeldern in so großem Maß mit der Perspektive »arbeitslos« blockiert wurde, dass der regressive Sog immer stärker wurde. Besonders bei bereits arbeitslosen Eltern verweigern die Kinder – teilweise im

---

<sup>14</sup> Erikson verwendet für »Leistung« in späteren Werken auch »Werksinn« oder »Regsamkeit« oder »Fleiß«.

unbewussten Loyalitätskonflikt, teilweise aus Perspektivlosigkeit – jede Konzentration auf Leistung, sie resignieren und sind in Gefahr, zu Staatssäuglingen zu regredieren. Wieweit in der männlichen Linie auch der »Leistungsbeweis« in aggressiven Aktionen und Gruppen mit fundamentalistischen Ideologien ein Ausweg bzw. die Folge ist, sollte man noch mehr bedenken. Es sind dies wohl nicht die verantwortungsvoll und sicher »gebundenen«, sondern die von Prekop beschriebenen in praktischen Dingen verwöhnten, aber in Bezug auf Geborgenheit und Sicherheit (s. o.) verlassenen Kinder, denen die Erfahrung von Gewissen und Struktur fehlt.

## **Eriksons 5. Phase: Identität ↔ Identitätsdiffusion**

• *Positives Identitätsgefühl: wenn die Energiesteuerung auch in einer kulturellen Synthese eingebettet ist, d.h. wenn diese Werte auch in der Gesellschaft sinnvoll gelebt werden können und Aussicht auf eine berufliche Laufbahn ermöglichen* • *Im negativen Fall kann es zu Unterdrückung, Ausnutzung für Herrschaftssysteme, Feindbilder und Rache für die Leiden in der eigenen Kindheit kommen. Individuelle Identität muss im sozialen Kontext eine erfolgreiche Variante der Gruppenidentität sein und Sinn machen*

In den 70er-Jahren beschäftigten wir uns mit den Strömungen der Frankfurter Schule und den Idealen der Humanistischen Psychologie. Das waren die damals progressiven Eltern, die bis in die Nächte herein diskutierten und sich damit auch viel beschäftigten: wie die Kinder für eine bessere Welt erzogen werden könnten. Wir dachten damals, unsere Kinder würden mit einer Identität inmitten der Werte der Humanistischen Psychologie in ihrem Lebenslauf in der Gesellschaft eine Chance haben, wie Erikson sagt. Ist dem so?

Andere Eltern, z.B. Mütter der Jahrgänge, die schon im BDM waren, wollten nichts mit den neuen Ideologien zu tun haben und hielten ihre Jugendlichen streng innerhalb der Grenzen des Funktionierens: Mehrere meiner Klientinnen der Tochtergeneration haben eine Essproblematik – Magersucht, Bulimie oder Übergewichtigkeit. Ich meine, die Essstörungen sind in den Jugendjahren dieser Generation zu einem neuen psychohistorisch relevanten Symptom bei Frauen geworden (s. 4. Phase).

Die Kriegskinder-Eltern, die in der Nachkriegszeit ihre Jugendkrise haben ausfallen lassen müssen, haben vermutlich in der Jugendkrise ihrer Kinder nicht oder noch nicht genug eigene stimmige Identität zur freien Verfügung gehabt, um ausreichend Netz und Rahmen sein zu können.

Zudem war zu der Zeit der Jugend der »Kinder der Kriegskinder« die Pluralität der Identifikationsmöglichkeiten groß, komplex und extrem.

In der Nachkriegszeit fehlte meiner Generation neben dem nötigen Raum von Geduld, Verständnis und Aushalten bei den Eltern die für diese Phase so nötige Clique, Peergroup, denn als Flüchtlingskinder waren wir zunächst aus den bestehenden Cliquen ausgegrenzt. In einem Freundeskreis erzählten wir uns neulich die schlimmen Sprüche, die wir als Flüchtlinge in den Pausen oder auf dem Heimweg zu hören bekamen.

Im Anschluss an eine Aussage Freuds, in der dieser »seine Bewusstheit der inneren Identität« mit der Bereitschaft verbindet, »in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der ›kompakten Majorität‹ zu verzichten«, betont Erikson in *Jugend und Krise*<sup>15</sup>, dass der Wunsch, zu der dominanten Mehrheit gehören zu wollen, den Einzelnen in seiner Identität sehr beschränkt – dagegen

---

<sup>15</sup> Erikson (1974), S. 17 f.

muss sich der in der Minderheit Befindliche und eigenständig Denkende ausreichend in seiner Identität stimmig fühlen, um auf das Einvernehmen mit der kompakten Majorität verzichten zu können.

Das Finden und Halten der Identität war für die Kriegskinder also nicht leicht und selbstverständlich, und das wird sich auf deren Kinder in ihrer Jugendkrise ganz sicher ausgewirkt haben – ich denke: sehr unterschiedlich in der weiblichen Linie und der männlichen (ein weiteres interessantes Thema!).

Bei den jungen Frauen und den Studentinnen habe ich noch deutlich die Bemühung und einen gewissen Stolz auf die eigene Meinung und Authentizität, eine Bezogenheit und ein Austauschen und Vergleichen in Frauenfreundschaften bemerkt und den Wunsch, diese Errungenschaften in Ehe, Mutterschaft und Beruf weiterzuentwickeln und leben zu können.

Anders bei den ganz Jungen: Eine 16-jährige Klientin, Einzelkind, zu eng gebunden (die Familie wohnt immer noch in zwei Zimmern) und von der Mutter vereinnahmt, konnte sich in ihrer durchaus individuellen Identität nicht vergewissern und inmitten der Mainstream-Anderen nicht behaupten und selbstbewusst halten und wurde mit nichtkonformen Äußerungen als »zickig« ausgegrenzt (Ähnliches hörte ich auch von mehreren anderen SchülerInnen) und vom Gymnasium auf die Realschule zurückversetzt, wo für sie die Suche nach individueller Identität noch schwerer war. Die Klientin bekam keinerlei Unterstützung und Bestärkung von ihren Eltern, deren Eltern wiederum stark kriegsgeschädigt waren (die Mutter lese immer Bücher über den Zweiten Weltkrieg, aber sie sage nichts). Als die Klientin als Kind den Großvater gefragt habe, was da am Baum herunterfließe (Harz), habe er geantwortet: »Das sind die Tränen, die der Baum weint«; die Klientin empfand es (sie erinnerte das genau) als seine ungeweinten Tränen. Ihre eigene depressive, auch suizidale Phase begann bald nach dem Tod beider, kurz nacheinander gestorbenen Großeltern. Nachdem wir es gemeinsam verstehen konnten, schob sie in einem Traum den Großvater liebevoll, sie war ihm sehr verbunden, in seinem Rollstuhl auf die hintere Seite im Zimmer, um sich den Weg freizumachen zur Tür. Wie auch diese Klientin kamen viele meiner jugendlichen Klientinnen mit dem Symptom der Selbstverletzung (»damit ich mich besser, ganz als Ich, fühlen kann«), und sehr bald, als es wirklich in der Therapiebeziehung um ihre Suche nach einer meist individuelleren Identität ging, erübrigte sich das Symptom.

## **Eriksons 6. Phase: Intimität ↔ Isolierung**

• *Jeweils das einsetzen, was in der vorherigen Stufe errungen worden ist* • *Identität, die keine Angst vor Ich-Verlust hat, bei der Verschmelzung mit den Anderen: Freundschaft, Wettstreit, Gefolgschaft, Liebe und Inspiration* • *Liebe und Arbeit* • *Krise: Abwehr alles Andersartigen, Freunde zum Feind machen. Folge: Isolierung* • *Stattdessen: Lösung und Entspannung der Aggression wegen der täglichen Gegensätzlichkeiten: männlich ↔ weiblich, Liebe ↔ Hass, Wirklichkeit ↔ Fantasie* • *Arbeit und Spiel in einer wechselseitigen Regulation*

## **Die Paarbeziehungen der Kriegskinder**

Die Variante des Erlebens der Eltern in den Kriegsjahren und danach (Radebolds *Abwesende Väter* oder Roberts *Starke Mütter – ferne Väter*) wirkte sich natürlich auf die gesuchten oder gefundenen Paarbeziehungen dieser Jahrgänge aus, und ich denke, wiederum nach Jahrgängen und Erleben sehr unterschiedlich:

Viele suchten nach der schwierigen Kindheit in der Kriegs- und Nachkriegszeit in der Beziehung eine Heilung der eigenen Wunden, und es kam bei vielen zu

vorwiegend symbiotischen Beziehungsmustern, die sich im positiven Fall mühsam differenzieren und entwickeln mussten, oft erst, wenn die eigenen Kinder schon aus dem Haus gingen. Oder die Beziehungen wurden in den vertrauten Mustern starr oder zerbrochen.

Die jüngeren Jahrgänge, die nicht bewusst erlebt hatten oder erinnerten und stattdessen nebulose Schatten oder »Implantate« (Eckstaedt) in sich trugen, haben wieder andere Wege gesucht: Manche Töchter nahmen unbewusst die Delegationen des Ungelebten ihrer Mütter an und erlebten z.B. das »Chaos der Liebe« (Beck/Beck-Gernsheim) oder auch künstlerische Laufbahnen oder wissenschaftliche Karrieren ohne Kinder und/oder Liebe – oder lebten auch den von den Vätern nicht gelebten Widerstand (Gudrun Ensslin z.B.) mit den entsprechenden Bindungen über ein ideologisches Einverständnis.

Wie die Töchter nun die Paarbeziehung ihrer Eltern erlebt haben, hat sich natürlich auf die Gestaltung und Wahl ihrer eigenen Beziehungen ausgewirkt: Sind sie extrem vereinnahmt worden, weil ihre allein gebliebenen oder emotional einsamen Mütter sie für den eigenen emotionalen Mangel (miss)brauchten? Oder wurden sie als die Trösterinnen ihrer narzisstisch tief gekränkten und depressiven Väter »benutzt« – sie waren ja fürs Funktionieren erzogen worden?

Haben sie erlebt, wie ihre Mütter mit ihren heimgekehrten Männern konfliktvermeidend (in Watte packend und die uneinschätzbaren Zornausbrüche ertragend) umgingen, und wurden sie auch konfliktscheu, da sie keine konstruktiven Erfahrungen damit hatten?

In meiner therapeutischen Arbeit mit der nächsten Generation musste sehr oft erst das verschwiegene diesbezügliche Leid ihrer Mütter und/oder Väter beleuchtet werden, damit sie sich aus der Vernetzung lösen und die eigenen Beziehungen davon entlasten konnten, bis sie selbst wagten, Konflikte anzusprechen, zu fragen und zuzumuten, herauszufordern. Oder sie flüchteten ins Gegenteil und zerrieben die Schwingungen der Gegenseitigkeiten in zu viele Hinterfragungen und Forderungen nach Diskussion und Gespräch.

Auffallend war für mich das häufige Klagen über »Angst vor Nähe« (in Bezug auf verschiedene Arten von Beziehungen) und die Unfähigkeit, ihre Beziehungen autonom zu regulieren; sie hatten keine Worte und Vorbilder dafür. Ich verstehe darin die intuitive Vorsicht, mit der die Töchter der Kriegskinder in ihrer primären Nähebeziehung mit ihren Müttern (und dann auch Vätern) umgingen oder umgehen mussten. In deren Liebesbeziehungen spielt die Angst vor Ich-Verlust sicher auch eine bedeutende Rolle – während bei den jetzt Jugendlichen sich eher eine gewisse Sucht danach hereinmischt, so bemerkte ich.

Eine 19-jährige Klientin litt unter panischen Ängsten, einerseits von ihrem von Drogenabhängigkeit geheilten Freund verlassen zu werden, andererseits ständig aggressive Durchbrüche gegen ihn herauszulassen. Ihre beiden Eltern sind kurz nach dem Kriege geboren und offenbar stark traumatisiert. Fünf Jahre nach dem Bruder geboren, sollte sie, so wurde es ihr auch gesagt, als das »Goldkind« die elterliche Krise heilen. Sie sei von Anbeginn das Trösterchen für ihre Mutter gewesen; diese sei – von früh an bis sie auszog – immer zu ihr ins Bett gekrochen, wenn es ihr nicht gut ging. So ist sie offensichtlich narzisstisch missbraucht (wie so viele!) und nach dem Suizid des Vaters vereinnahmt und, da der Bruder sich entzog, parentifiziert worden. Ähnlich scheint die Geschichte des Freundes gewesen zu sein, und beide haben sich auf verschiedene Weise losgerissen von zu Hause und versuchten nun, füreinander durch ambivalente Verschmolzenheit die besseren Primärobjekte zu sein, und sie geriet natürlich an die alte Wunde, zum Glück intelligent und motiviert genug, um sich jetzt zu verstehen und sich erst mal selbst und für sich selbst zu fühlen.

## **Eriksons 7. Phase: Generativität ↔ Stagnation**

• *Regeneration als Bedürfnis der reifen Persönlichkeit (wie Produktivität und Schöpferium)* • *Zeugung/Stiftung und Erziehung der nächsten Generation* • *Wo nicht, ist jeder des Anderen Kind oder ständig sein eigenes* • *kreist in sich: Stagnation und Persönlichkeitsverarmung, Befasstsein mit sich selbst*

Ich möchte blitzlichtartig aus den Ausschnitten, die sich mir geboten haben und bieten, einige Beobachtungen und Vergleiche ansprechen. Die Mütter der heutigen jungen Frauen im gebärfähigen Alter – diese bekommen meist später, wenn der Beruf steht, ihre Kinder – sind meist in den Kriegsjahren geboren und Kind gewesen und haben jene »frühe Sozialisation« erlebt, von der Sigrid Chamberlain gesprochen hat.

Diese Kriegskinder-Frauen haben ihre Kinder/Töchter zwischen 1960 und 1970 geboren.

Der Survival Value, die Identität, die damals in der Gesellschaft eine Chance hatte, hatte viel mit Leistung, Wirtschaftswachstum und Eigentumsbildung zu tun, und in den Geburtskliniken und Ratgebern hatte sich noch nichts verändert.

Zum psychischen Empfinden von Identität gehört nach Erikson Vertrauen darauf, dass die eigene innere Einheitlichkeit und Kontinuität derjenigen Einheitlichkeit und Kontinuität entspricht, die man in den Augen anderer hat und dass der individuelle Weg der Bewältigung von Erfahrungen eine erfolgreiche Variante der Wege ist, auf denen andere um einen herum Erfahrungen bewältigen, und die Tatsache, dass man es auch tut, anerkennen. Kurz: Individuelle Identität muss eine erfolgreiche Variante der Gruppenidentität sein und einen Sinn haben und eine Chance.

Wie steht es nun damit in einer Zeit der Arbeitslosigkeit, speziell für die junge Generation und die Perspektiven für ihre Kinder? Zu welcher Identitätsvariante sind die heutigen jungen Mütter gelangt und welche werden sie vielleicht nötig haben?

Wie steht diese Generation zur Elternschaft, zur Generativität, zur Mutterschaft? Ich erlebe einige sehr bewusst darauf zusteuernde Frauen: »Jetzt bin ich so weit und meine biologische Uhr läuft – aber die Männer sind nicht wirklich so weit«. – Bei wieder anderen sind die Männer bereit, und die Frauen haben Ängste. – Andere wieder sagen deutlich: »Das muss ich einem Kind nicht antun.« – oder andere: »Alleinerziehende Mutter will ich nicht werden.« – oder: »Meine Karriere will ich nicht aufgeben.« – oder: »Ich habe selbst noch nicht genug bekommen.« Und bei fast allen: »In diese Welt kann ich doch kein Kind gebären.«

Die Frauen um die 30 haben sich viel Eigenständigkeit in Beruf, Fortbildung, Karriere und einem vielfältigen Beziehungsnetz aufgebaut, in dem sie sich stabil fühlen, gesehen und vergewissert. Sollen sie das für mehrere Jahre aufgeben – und wie kommen sie wieder hinein?

In den letzten 20 Jahren nun hat sich im Vergleich zu den Jahren der Geburt der beschriebenen Generation viel getan: Es ist vielleicht kein Zufall, dass sich die Neue Säuglingsforschung mit empirischen Untersuchungen dieser allerersten Zeit, die Erikson mit »Grundvertrauen versus Grundmisstrauen« bezeichnete, mit großer Akribie zuwendet.

Daniel Stern in den USA 1985 mit dem Buch *The Interpersonal World of the Infant* und Martin Dornes in Deutschland 1993 mit dem viel zitierten Titel *Der kompetente Säugling* schufen Grundlagen für ein im Psychobereich, aber auch in dem praktischen Umgang mit dieser Phase evolutionäres Forschungsgebiet.

Das andere »neue« Gebiet stellt die »Bindungsforschung« dar (Bowlby). Man hat gemerkt, dass da viel im Argen war und hier die Wurzeln mancher tiefen

Störungen zu suchen sind. Die primäre Wechselseitigkeit, die Erikson als so elementar wichtig beschrieben hat, hat wieder Bedeutung gewonnen – aber sie hat neue Namen: »Primäre Intersubjektivität« und »Empathie und Resonanz« werden als Bausteine der psychischen Entwicklung erkannt. Dabei kommt es auf die empathisch regulierte »Passung« an: Nur dann kann das Neugeborene »andocken« und wird ein kohärentes Selbst konstituieren können. Die heutigen Mütter bekommen vor allem von den Hebammen und Kinderärzten, auch in Medien und Gesprächen mit Gleichaltrigen viele Ratschläge, die gemäß den neuen Erkenntnissen sind – aber wie steht es mit ihrer seelischen Verfassung, mit ihrem Identitätsgefühl und der Vergewisserung, als Mütter geschätzt zu werden? Als Schwangere fühlen sich die, von denen ich weiß, zunächst stolz und richtig und auch manchmal bewundert oder beneidet. Dann kommen aber die Schwierigkeiten im Arbeitsbereich: Sie strengen sich sehr an, um nicht ausgegrenzt oder gemobbt zu werden. Oft müssen sie von den Frauenärztinnen früher krankgeschrieben werden, zum Schutz von Mutter und Kind. Und wie ist es nach der Geburt? Die Mütter können sich mit ihren ersten Kindern auf keine Tradition stützen, keinen Ratschlägen von Müttern vertrauen. »Das, was richtig ist« hat sich zwischen ihrer eigenen Säuglingszeit und ihrem ersten Kind um 180 Grad gedreht.

Wie geht es nun den heutigen Müttern damit? In welchem Spannungsfeld befinden sie sich? Die jungen Mütter in diesen Jahrgängen wissen sehr wohl durch Medien und Gespräche, dass schon in der Schwangerschaft viel von ihnen abhängt, ob es dem wachsenden Wesen, das sie ja im Ultraschall sehen, dem Jungen oder Mädchen (auch das wissen sie ja!) gut geht. »Muss ich wirklich laut mit ihm sprechen, ist das wichtig?« Sie wissen auch mehr oder weniger vom »kompetenten Säugling«, der schon alles merkt, dass die »Passung« der Interaktion zu dem Neugeborenen von entscheidender Bedeutung ist für die Persönlichkeitsentwicklung ihres Kindes. Dass es so bedeutend ist, ob sie dem angeborenen Instinkt und dem Bedürfnis zum Andocken auf ideale Weise gerecht werden können. Eine meiner Klientinnen war verzweifelt, so erzählte sie im Nachhinein, dass das Stillen am Anfang nicht so gut ging und ihr Baby zu dünn war. Erst als die Hebamme »aufgab« und ihr »erlaubte«, zuzufüttern, begann die Milch zu fließen. Ihre Mutter hatte sie nicht stillen, nähren und halten können und sie für Monate in die Klinik geben müssen. So müssen auch die meisten der heutigen Mütter (so wie auch schon ihre Mütter) etwas geben, was sie selbst nicht bekommen und erfahren haben. Meine Klientin hat dann übermäßig lange das Beenden des Stillens hinausgezögert, bis sie sich eingestand, dass sie selbst diese Einheiten der Innigkeit brauchte und nicht hergeben wollte. Ihre eheliche Beziehung wurde währenddessen immer schwieriger und unerotischer.

Als Tochter einer Kriegskind-Mutter können sie also unbewusst an und mit ihrem Kind die eigene Wunde heilen wollen. Denn dafür kann sich der heute übliche Umgang mit den Säuglingen durchaus anbieten; gerade die Innigkeit, Nähe, Zärtlichkeit und Berührung, das individuelle Stillen und Tragen haben auch sie vermutlich noch nicht in ihrer Kindheit für sich erleben können. Sie müssen sorgsam sein, dass sie nicht ihren eigenen Mangel mit den Signalen des Kindes vermischen oder abwehren. Dazu wieder ein Zitat von Prekop<sup>16</sup>

»Betroffen sind von den Problemen nicht die Mütter, die ihre Kinder wegen ihrer eigenen Emanzipation vernachlässigt haben, sondern ganz im Gegenteil: Es handelt sich um eine viel jüngere Generation, die aus innigster Überzeugung heraus und aus Angst vor Fehlern versucht hat, sich ganz und gar dem Kind zu

---

<sup>16</sup> Prekop (1998), S. 56

widmen. Ausgerechnet diese Eltern, die diese Gesellschaft menschlicher machen möchten, kommen in Schwierigkeiten.«

Die Suche nach ausgleichender mütterlicher Liebe von den Ehemännern führt nicht selten zur großen Beziehungskrise, aus der die Männer sich oft entfernen.

Erikson sagt in seinem späteren Buch *Identität und Lebenszyklus* im Kapitel »Ausblick«<sup>17</sup>:

»Nachdem wir in den letzten Jahrzehnten mehr über die Entwicklung des Individuums und über deren Motivation (insbesondere die unbewussten Motivationen) gelernt haben als in der gesamten menschlichen Geschichte vor uns, kommt eine wachsende Zahl von Fachleuten zu der Schlussfolgerung, dass ein Kind und selbst ein Säugling – vielleicht sogar schon der Foetus – auf höchst sensible Weise das Milieu »reflektieren«, in welchem sie aufwachsen. Das Kind spürt die Spannungen, Unsicherheiten und Hassregungen seiner Eltern, auch wenn es die Gründe nicht kennt und die offenen Ausbrüche nicht sieht. Man kann Kinder nicht täuschen. Wenn das Kind sich zu einer gesunden Persönlichkeit entwickeln soll, müssen auch die Eltern genuine Persönlichkeiten in einem genuinen Milieu sein.«

Erikson nennt hier Eltern, Lehrer und Ärzte. Praktisch sind es nun aber mal zunächst die Frauen, bzw. die Mütter, was die Gesellschaft bedenken sollte. Wie viel zutiefst stimmige Identität müssen diese heutigen Mütter eigentlich aufbringen, um nach den neuen Erkenntnissen das Richtige für ihr Kind zu machen? Und andererseits: Wie gehen sie mit ihrer »Ausgegrenztheit« um, mit ihrer Angst und ihrem Wunsch, in der Gesellschaft integriert und anerkannt zu bleiben, wie sie es vor der Mutterschaft waren? Die Erwartungen an sie sind hoch: Sie sollen ihrem Kind die bestmögliche Passung und Bindung vermitteln und stehen oft vor der Frage: »Schaffen wir es oder erzeuge ich einen »kleinen Tyrannen«?« Aber sie wollen ja ihr Bestes tun, damit das Kind seine Persönlichkeit und seinen Intellekt frei entfalten kann, also nicht mehr dem Mainstream hörig ist – und was dann? Wie gehen diese Mütter mit ihrer abgesenkten Angst um: In welche Welt hinein erziehe ich mein Kind? Ich erlebe Frauen auf der Suche nach Vorbildern einer guten Identität als Frau, im Beruf und als Mutter und darin auch nach einer Chance in der Gesellschaft. Könnte es so sein, dass an diese Mütter, die eben nicht in einer primitiven Kultur leben, sondern in einer hochkomplexen und gefährdeten, die Erwartung und auch Hoffnung geht, es nun doch endlich mit all den neuen Erkenntnissen besser zu machen, um der Apokalypse zu entgehen? Sind diese jungen Eltern in der Situation der Minderheiten, die eine besonders stimmige Identität finden müssen, um auf das »Einvernehmen mit der kompakten Majorität« verzichten zu können?

Ich denke, wenn es gut werden soll, brauchen diese jungen Eltern viel Anerkennung, Austauschmöglichkeiten und Unterstützung, damit sie die Unterstützung geben können, die deMause als evolutionären Fortschritt antizipiert. Sie brauchen eine stimmige Identität, um aus der Moral, d.h. aus den vielen Regeln von Männerhand, eine eigenverantwortliche Ethik der Empathie und Intersubjektivität wachsen zu lassen, den Balanceakt der Wechselseitigkeit zu schaffen, die Erikson als grundlegend benennt.

## **Eriksons 8. Phase: Integrität ⇔ Verzweiflung**

• *Annehmen der Sorge für Dinge und Menschen und Ideenschöpfungen* • *Ordnung und Sinnerfülltheit unseres einmaligen und einzigartigen Lebensweges als*

---

<sup>17</sup> Erikson (1966), S. 120



*notwendig und unersetzlich • Für das eigene Leben allein verantwortlich • Bereitschaft, für die Würde seiner eigenen Lebensform zu kämpfen • Zusammenhang mit Gesellschaft, Anhängerschaft und Verantwortungsübernahme • Weisheit • Krise: der einzige und einmalige Lebenslauf wird nicht als die Ultima Ratio anerkannt • Folge: Verzweiflung und Todesfurcht • Wie bei allen Übergängen kommt es auch und besonders hier zu Krisen, Wendepunkten und Augenblicken der Entscheidung zwischen Fortschritt und Rückschritt, Integration und Retardierung • Keine endgültigen Errungenschaften, sondern immer wieder auftauchende Kämpfe und Neuentscheidungen*

Hier geht es also um die Phase, in der zurzeit auch die Kriegskinder-Mütter (und natürlich auch -Väter) sind: Sie haben die vorgegebene berufliche Altersgrenze erreicht und verlieren die bisherigen Rollen – die Rolle, die Bedeutung und das Beziehungsnetz vom Beruf, auch die Frauenrolle, denn ältere Frauen haben in unserer Gesellschaft immer noch einen schwierigeren oder anderen Stand als ältere Männer, die in der »vaterlosen Gesellschaft« (Mitscherlich) mehr begehrt, mit Ehrenämtern überhäuft und respektiert werden; ältere Frauen werden oft, so meine Beobachtung, mit der Brille der Mutterprojektion gesehen. Die echte Mutterrolle, die einen großen Teil ihrer Lebenszeit und Energie und Zuwendung in Anspruch genommen hat, hat sich erledigt, wenn es denn gut gelaufen ist. Ob und wie weit sie in die Großmutterrolle gelangen, ist ungewisser als bei ihren Müttern, die selbstverständlich in diese mehr oder weniger begehrte Rolle hineinwachsen.

Es kommt also zu einem sehr drastischen Übergang zur letzten Lebensphase – auch das kann mehr oder weniger bewusst sein oder verdrängt werden – mit der dazugehörigen Krise, in der es um die inneren Kämpfe geht: Rückschritt oder Fortschritt, Stagnation oder Integration, Somatisierung oder Rückblick und Aushalten, Umgehen mit allen schwierigen Erinnerungen und Gefühlen.

Es ist sicher kein Zufall, dass spätestens jetzt längst nicht alle, aber viele der Kriegskinder-Mütter sich dem Rückblick zuwenden. Für die, die nach oder neben der Phase mit den Kindern im Berufsleben waren, ist die Altersgrenze erreicht. Sie haben Zeit und Geld (wenn es nicht für die arbeitslosen Kinder benötigt wird), sehr spät noch das »Nehmen-Können« des Leichten und Angenehmen des Lebens zu lernen – und viele lassen sich darauf ein, sich auch genug Zeit zu nehmen, sich dem Rückblick zu stellen, alte Briefe und Geschichten hervorzuholen und sich mit dem So-geworden-Sein zu beschäftigen. Sie können sich stimmig fühlen und entlastet und geborgen in dem breiten Strom der gegenwärtigen Erinnerungskultur – also wechselnd schwingende Befindlichkeiten von Integrität und Dankbarkeit empfinden. Viele von dieser Gruppe suchen sich noch diese oder jene Aufgaben, um ihre reiche Erfahrungswelt weitergeben zu können oder sich zu engagieren, wo es nötig sein kann.

Andere wieder reisen sehr viel und »haben pausenlos etwas vor«, und es entsteht der Eindruck, sie laufen vor der ruhigen Besinnlichkeit weg – auch dafür bietet unsere Gesellschaft viel, sind doch die Alten die ergiebigsten Konsumenten und werden geschickt dafür geworben. Sie bemühen sich weder um Integrität noch wirken sie verzweifelt, eher strahlend – aber auf der Flucht vor sich selbst. Mir ist aufgefallen, dass es bisweilen gerade den Kindern dieser Eltern besonders schlecht geht – als würden sie die gelegnete Last ihrer Eltern austragen oder alle konstruktive Lebensenergie statt für ihre Lebensgestaltung dafür brauchen, sich in der Selbstzerstörung aus der destruktiven Verstrickung mit den Eltern doch noch lösen zu wollen.

Bei anderen bemühen sich die jungen Erwachsenen, die Kinder der Kriegskinder also (auch viele meiner Klientinnen), die verlorene, verschwiegene Geschichte der Eltern ins Licht zu holen, die sog. »candlelight childs«.<sup>18</sup>

Wo die Alten nicht den Weg der Selbstbesinnung in Kunst, Psychotherapie oder anderswie gegangen sind, tun es häufig die Töchter, »bevor ich Kinder habe«, so hörte ich oftmals, auch von den Studentinnen und Jugendlichen, mit denen ich gearbeitet habe.

Einer der späten Leidenswege ist auch die Somatisierung (sehr viel mehr Männer als Frauen in unserer Generation, so fällt mir auf: Zufall?). Bei der Teilnahme an einer Balintgruppe, an der auch hauptsächlich Ärzte teilnahmen, fiel mir auf, dass die Fälle, bei denen die Ärzte nicht so recht weiterkamen mit somatischen Behandlungen, meistens Kriegskinderjahrgänge waren, die dann von den Medikamenten keine Hilfe erfahren konnten, sich oft vielen zugriffigen Untersuchungen aussetzten und möglicherweise eher geschädigt als geheilt wieder auf sich verwiesen wurden.

Es gibt natürlich auch viele, die ihre Wiederaufbauenergie ungebrochen weitergelebt und weitergereicht haben, sonst wären wir nicht da, wo wir sind – im positiven wie im negativen Aspekt des kapitalistischen Systems bzw. der »Diktatur des Kapitals«. Hat die Generation der Kriegskinder dieser Entwicklung möglicherweise auch zu wenig oder zu spät Widerstand entgegengesetzt – wie damals deren Väter und Mütter den NS-Phänomenen? Ein überwältigender Teil des Kapitals liegt in Händen oder auf Konten der Kriegskindergeneration – und deren Kinder bangen um ihre Arbeitsplätze oder müssen sich beruflich über die Maßen einsetzen und versäumen ihre Vater- oder Mutterpflichten – und zahlen für die Renten der Alten. Ein weiterer Teil der Generation unserer Kinder ist arbeitslos und kann die erworbenen Kompetenzen nicht leben, lebt mit einem Existenzminimum. An allen sozialen und entwicklungsfördernden Institutionen und Projekten (und ein auffallend großer Teil der Kinder der Kriegskinder hat sich gerade in diesen Berufsfeldern ausgebildet und engagiert!) wird gekürzt, und die Perspektiven für die Kindeskindern sind beängstigend.

Wie wirkt sich dieses alles nun auf die Beziehungen zwischen den Generationen aus? In den Medien wird geklagt über die Alten, die so große Kosten verursachen, und diese werden ja auch immer älter und auch abhängiger und hilfsbedürftiger. Die Veränderung der Alterspyramide führt zu immer größer werdenden Schwierigkeiten, die die bisher funktionierenden Sozial- und Krankenversicherungsprinzipien ad absurdum führen. Werden die Alten Angst haben müssen vor Neid und Aggression der jungen und jüngsten Arbeitslosen?

Die Bezogenheit zwischen den Generationen gestaltet sich nicht mehr nach den alten Regeln (Vererben und Erben, verbunden mit einer Sorgepflicht, Moral und Ethik, verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Regeln), und die gegenwärtigen Modi bewegen sich in einer komplexen Vielfalt. »Wir brauchen neue Solidaritäten«, formulierte Peter Sloterdijk dazu in einem Vortrag bei einem Gerontologiekongress. Ich denke, diese können sich nur in einem intersubjektiven Dialog entwickeln, einem wieder neuen Balancespiel (in dem wir noch keine Vorbilder haben!): sehr pragmatische Solidarität ⇔ stimmiges Maß an Bezogenheit und Abgrenzung, eine immer wieder neu zu entscheidende Balance zwischen Geben und Nehmen (s. o.).

Hoffentlich kann es uns gelingen, mit diesen von Augenblick zu Augenblick immer neu zu treffenden Entscheidungen möglichst weise umzugehen.

---

<sup>18</sup> Diesen Ausdruck verwendete Christina von Braun in Zusammenhang mit dem Film *Rosenstraße* von Margarethe von Trotta; er gilt auch für ihre Verfilmung der *Jahrestage* von Johnson.

## Schluss

Ich möchte am Ende wieder auf meine Anfangsfrage zurückkommen: Berechtigen die neuen Erkenntnisse und die neue Praxis und Lehre in Bezug auf die Bedeutung der ersten Phase der menschlichen Entwicklung die Hypothese von Lloyd deMause, dass es sich bei den neuzeitlichen Veränderungen um einen evolutionären Fortschritt handele? Für eine psychohistorische Sichtweise scheint es mir von großer Bedeutung zu sein, die psychosoziale Situation und die psychohistorische Bedeutung der Mütter nicht zu ignorieren.

Ich möchte hierzu Christa Rohde-Dachser zitieren, die darauf hinweist, dass »es eine der psychoanalytischen Theoriebildung immanente Tendenz zur Schuldzuweisung an die Mütter gibt (...) Sie gilt der Kategorie der Mütter, dem Muttersein als solchem«<sup>19</sup>. Sie weist darauf hin, dass sich in der seit der Vertreibung aus dem Garten Eden immer neu inszenierten Schuldzuweisung an Eva nicht nur ein patriarchaler Mythos durchsetzt, in dem es darum geht, das Bild des Mannes und Vaters unkontaminiert zu erhalten und das »Böse« im »Andern« zu deponieren, dem damit gleichzeitig die Pflicht zur Sühne aufgetragen wird.<sup>20</sup> In Bezug auf die Bedeutung des genaueren Hinschauens auf die notwendige Identität der Mütter fiel mir ein Satz auf, der mir für den psychohistorischen Blickwinkel relevant scheint: Eine Idealisierung sei gleichzeitig eine Entwertung, wenn Mutterschaft so isoliert gesehen werde, dass

»die Frage nach der Mutter als Person, nach ihren Ressourcen, ihren sozialen Bindungen, aber auch ihrer sozialen Zurichtung, nicht mehr gestellt zu werden braucht. Auch dies ist eine Perspektive, die der des Kindes am Anfang seines Lebens entspricht, wo die Mutter als Person noch keine Konturen besitzt. Von dieser Position ist es nur ein kleiner Schritt hin zu Augustinus' berühmtem Ausruf: ›Gebt mir bessere Mütter, und ich gebe Euch eine bessere Welt‹ (zit. n. Lloyd deMause 1974).«<sup>21</sup>

Ich nehme am Ende noch einmal die für meine Fragestellung wichtigste Erkenntnis von Erikson auf, dass die Wendepunkte und Krisen bei den Übergängen zwischen den Entwicklungsphasen die Ansatzstellen für fördernde Unterstützung zur Reifung sein können oder auch Ansatzstellen zu deren Verhinderung.

Ich habe versucht zu verdeutlichen, wie in der weiblichen Linie »die soziale Zurichtung« (s. o.) der Mütter nach den beiden Weltkriegen und ihre so oft nicht bewusst gewordenen Wunden sich auf die nächste und übernächste Generation auswirken kann: In einer Zeit der praktischen Umsetzung der zweifellos sehr zu begrüßenden neuen Entwicklungsforschungen können sich die neuen Methoden anbieten für eine emotionale Vereinnahmung bzw. einen narzisstischen Missbrauch der Kinder. – Andere junge Frauen der mittleren Generation wiederum, denen bewusst ist, was es für sie bedeuten würde, es besser zu machen, als sie es erfahren haben, und wie viel von ihnen abhängt, trauen sich diese Aufgabe nicht zu, sind noch in ihren eigenen Bedürfnissen fixiert oder stellen sich der Generativität nicht. – Voraussetzung für eine konstruktive Generativität ist ja auch das Zusammenleben in einer stimmigen und stabilen Beziehung, die genug Halt geben kann für den Balanceakt der Erziehung und für progressive Entscheidungen in den normalen Krisen und Übergängen.

In diese im weitesten Sinne auch durch zu unbewusste individuelle »Schranken« entstandenen »Ansatzstellen« greifen in erschreckendem Maße die kollektiven

---

<sup>19</sup> Rohde-Dachser (1989), S. 252

<sup>20</sup> Ebd., S. 258

<sup>21</sup> Ebd., S. 257

gesellschaftlichen Ströme ein, und es ist m. E. offensichtlich, wie die politisch-soziale Umwelt in diese krisenhaften Übergänge, wenn sie denn nicht idealtypisch gelöst wurden, hineinwirkt: Die Perspektivlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt und die marktwirtschaftlichen Manipulationen und fundamentalistischen Verführungen finden sehr wohl offene Ansatzstellen, die im Zeitalter der Globalisierung passend funktionalisiert werden können:

So können z.B. die nicht um ihrer selbst willen gebundenen, sondern »überfütterten« Kinder und vor allem Jugendlichen für Sucht und Konsum »passend« sein. Als regressiver »Lösungsversuch« müssen wohl auch fundamentalistische Wege verstanden werden. Oder aber können die narzisstischen Wunden der Eltern dazu führen, dass sie zu ihrer eigenen »Heilung« die Töchter dem herrschenden Prinzip verschreiben (Rumpelstilzchen s. o.) bzw. dem unhinterfragten Survival-Value und kapitalistisch orientierten Opportunismus zuarbeiten und zu ellbogenstarken und coolen Karrierefrauen erziehen.

Wir können aber auch hoffen, dass die sich in der jungen Generation entwickelnde, viel tolerantere Beziehungskultur zur freien Verfügung von genug stimmiger Identität führen möge, die an die nächste Generation weitergegeben werden kann. Damit sie aber nicht über lange Strecken in der mühseligen Situation der Minorität zu sein haben, werden sie viel Unterstützung, Anerkennung und Hoffnung für die Zukunft ihrer Kinder und Chancen in der Gesellschaft brauchen, damit die neuen Erkenntnisse zu einem evolutionären Fortschritt, einer Reifung der Menschheit (deMause) führen können.

## Literatur

- Asper, Kathrin (1987): *Verlassenheit und Selbstentfremdung*. Olten 1987.
- Bauriedl, Thea (1996): *Leben in Beziehungen*. Freiburg 1996.
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M. 1990.
- Benjamin, Jessica (1990): *Die Fesseln der Liebe*. Frankfurt/M. 1990.
- Bowlby, John (1969): *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. Frankfurt/M. 1984. (Orig.1969).
- Chamberlain, Sigrid (1997): *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. Gießen 1997.
- Conzen, Peter (1996): *Erik H. Erikson*. Stuttgart 1996.
- DeMause, Lloyd (Hg.) (1982): *Hört ihr die Kinder weinen*. Frankfurt/M. 2. Aufl. 1982. (Orig. 1974).
- DeMause, Lloyd (2000): *Was ist Psychohistorie?* Gießen 2000.
- Dornes, Martin (1993): *Der kompetente Säugling*. Frankfurt/M. 1993.
- Eckstaedt, Anita (1989): *Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«*. Frankfurt/M. 1989.
- Erikson, Erik H. (1966): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M. 1966. (Orig. 1959).
- Erikson, Erik H. (1973): *Autobiographisches zur Identitätskrise*. In: *Psyche* 27, 1973, S. 793–831.
- Erikson, Erik H. (1974): *Jugend und Krise*. Stuttgart 2. Aufl. 1974. (Orig. 1968).
- Erikson, Erik H. (1982): *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart 8. Aufl. 1982. (Orig. 1950).
- Erikson, Erik H. (1988): *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt 1988. (Orig. 1982).
- Green, André (2004): *Die tote Mutter*. Gießen 2004.
- Haarer, Johanna (1954): *Die Mutter und ihr erstes Kind*. München 1954.
- Koch-Wagner, Gesa (2001): *Gefühlserbschaften aus Kriegs- und Nazizeit. Mutter-Tochter-Beziehungen unter dem Einfluss von Kriegstraumen und nationalsozialistischen Ideologiefragmenten*. o. O. 2001.
- Prekop, Jirina (1998): *Der kleine Tyrann. Welchen Halt brauchen Kinder?* München 1998.
- Roberts, Ulla (1994): *Starke Mütter – ferne Väter*. Frankfurt 1994.
- Radebold, Hartmut (2000): *Abwesende Väter*. Göttingen 2000.
- Rohde-Dachser, Christa (1989): *Abschied von der Schuld der Mütter*. In: *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 34, 1989, S. 250–260.
- Schmidbauer, Wolfgang (1977): *Die hilflosen Helfer*. Reinbek 1977.

Schmidbauer, Wolfgang (1980): Alles oder nichts. Reinbek 1980.  
Stern, Daniel (1985): The Interpersonal World of the Infant. New York 1985.

## Anhang

Phasen	A Psychosexuelle Phasen und Modi	B Psychosoziale Krisen	C Radium wichtiger Beziehungen	D Grundstärken	E Kern- pathologie, grundlegende Antipathien	F Verwandte Prinzipien der Sozialordnung	G Bindende Ritualisierungen	H Ritualismus
<b>I Säuglingsalter</b>	Oral-respiratorisch, sensorisch-kinästhetisch (Einverleibungsmodi)	Grund-Vertrauen vs. Grund-Misstrauen	Elternpersonen	Hoffnung	Rückzug	Kosmische Ordnung	Das Numinose	Idolismus
<b>II Kleinkindalter</b>	Anal-urethral, muskulär (Modi des Zurückhaltens und Ausscheidens)	Autonomie vs. Scham, Zweifel	Mütterliche Person	Wille	Zwang	"Gesetz und Ordnung"	Einsicht	Legalismus
<b>III Spielalter</b>	Infantil-genital, lokomotorisch (Modi des Eindringens und Umschließens)	Initiative vs. Schuldgefühl	Kernfamilie	Entschlusskraft	Hemmung	Ideale Leitbilder	Das Dramatische	Moralismus
<b>IV Schulalter</b>	"Latenz"	Regsamkeit vs. Minderwertigkeit	"Nachbarschaft" Schule	Kompetenz	Trägheit	Technologische Ordnung	Das Formale (der Technik)	Formalismus
<b>V Adoleszenz</b>	Pubertät	Identität vs. Identitätskonfusion	Gleichaltrigen-Gruppen u. fremde Gruppen	Treue	Zurückweisung	Ideologische Weltansicht	Das Ideologische	Totalismus
<b>VI Frühes Erwachsenalter</b>	Genitalität	Intimität vs. Isolierung	Partner in Freundschaft, Sexualität, Wettbewerb, Zusammenarbeit	Liebe	Exklusivität	Grundmuster von Zusammenarbeit u. Rivalität	Das Zusammen-schließende	Elitismus
<b>VII Erwachsenalter</b>	(Prokreativität)	Generativität vs. Stagnation	Arbeitsteilung und gemeinsamer Haushalt	Fürsorge	Abweisung	Zeitströmungen in Erziehung und Tradition	Das Schöpferische	Autoritarismus
<b>VIII Alter</b>	(Generalisierung der Körpermodi)	Integrität vs. Verzweiflung	"Die Menschheit", "Menschen meiner Art"	Weisheit	Hochmut	Weisheit	Das Philosophische	Dogmatismus

Aus Erikson (1995), S.36-37.